



Christian Joseph van der Giese und seine Werke.*)

Von Bürgermeister Werners.

Christian Joseph van der Giese wurde am 3. März 1803 zu Düren geboren. Er war das sechste von zwölf Kindern, womit seine Mutter, Barbara geb. Weber, ihren Mann, Peter Constanz van der Giese, in dessen zweiter Ehe beschenkte. Sein Großvater väterlicherseits, Gerhard van der Giese, stammte aus Holland, dessen Frau, Maria Theresia geb. Alft, aus Münster in Westfalen. Sein dort geborener Vater war als Goldschmiedegeselle auf der Wanderschaft nach Düren gekommen, hatte sich hier niedergelassen und am 16. März 1790 mit Franziska Pleunes, Tochter von Johann Heinrich Pleunes und Maria Magdalena geb. Kruisch, aus Düren verheirathet. Seine erste Frau starb jedoch schon im Jahre 1792, nachdem sie ihm zwei Kinder geboren hatte, welche ihre Mutter nicht überlebten. Hierauf ehelichte er am 8. April desselben Jahres Barbara Weber, die Tochter eines von Nachen nach Düren verzogenen Kaufmannes. Die Familie war katholisch. Die Eltern des Dichters lebten in beschränkten Vermögensverhältnissen und die Jugend Joseph van der Giese's, wie er gewöhnlich genannt wurde, fiel in eine trübe, unruhige Zeit, wo der kleine Bürger und Gewerbetreibende Dürftigkeit und Mangel oft nur mit äußerster Anstrengung von seinem Herde abzuwehren vermochte. Diese Verhältnisse, die Folge der kriegerischen Zeitläufte und ihrer Umwälzungen, wirkten ebenfalls höchst nachtheilig auf den Unterricht und die Erziehung der Jugend, und der Zustand des Schulwesens in der Stadt Düren zur Zeit der Fremdherrschaft war ein trauriger. Trotz seines aufgeweckten, lebhaften Geistes, wodurch er schnell einen gewissen Einfluß auf seine Altersgenossen ansüßte, besaß unser van der Giese nur sehr wenige Schulkenntnisse, als er, der älteste lebende Sohn, um seine Eltern und Geschwister frühzeitig unterstützen zu können, in der väterlichen Werkstatt, welcher ein tüchtiger Geselle vorstehen mußte, in die Lehre trat. Den Vater traf gegen das Jahr 1811 das Unglück, allmählich zu erblinden und er erhielt auch bis zu seinem am 16. August 1842 in einem Alter von 82 Jahren erfolgten Tode die Sehkraft nicht wieder. Dies harte Loos raubte jedoch dem Erblindeten die Heiterkeit des Gemüthes nicht und eine besondere Geschicklichkeit setzte ihn in den Stand, gute Schnitzarbeiten anzufertigen. Es herrschte überhaupt neben den unvermeidlichen häuslichen Sorgen, ungeachtet vieler Krankheits- und Sterbefälle, womit die Familie heimgesucht wurde, ein herzliches Verhältniß unter ihren Gliedern und ein Frohsinn, der niemals ganz erlosch. Die Eltern liebten es, wenn ihre Kinder sich ergötzen an religiösen Darstellungen und Puppenspielen, wozu theilweise der Vater selbst die Figuren und Geräthschaften anfertigte und welchen die Jugend der Nachbarschaft in dem van der Giese'schen Hause zahlreich beizuwohnen pflegte.

*) Aus „Nachen's Dichter und Prosaisten“, nach der Gesamtausgabe von van der Giese's Werken.

War der Sohn Joseph bei solchen Gelegenheiten der theilnehmendste und thätigste von allen Mitwirkenden, so machte er doch auch zugleich in der Lehre, die nach Brod ging, gute Fortschritte. Mit Ausnahme einiger Zeit, die er bei einem Meister in dem nicht weit von Düren entfernten Lechenich zubrachte, blieb er beständig im Hause der Eltern und brachte es hier zu dem begründeten Rufe eines geschickten Goldarbeiters. Mehr und mehr erwachte aber der Trieb nach geistiger Beschäftigung in ihm und so suchte er in seinen Mußestunden durch Lesen von Büchern zu ersetzen und nachzuholen, was ihm in folge eines überaus dürftigen Schulunterrichtes und mißlicher Lebensumstände mangelte. Sich selbst überlassen, ohne geeignete Mittel und Anleitung, gelang es ihm nicht, seine Absicht vollständig zu erreichen; namentlich blieb seine Kenntniß der hochdeutschen Schriftsprache stets unvollständig. Nichtsdestoweniger trieb ihn eine lebhaftere Phantasie, verbunden mit der Gabe einer schnellen und ungemein scharfen Beobachtung des ihn umgebenden Menschenlebens, ein leicht empfängliches Herz, in einem Alter von etwa zwanzig Jahren zu dichterischen Versuchen. Hierbei verursachte ihm die Handhabung des Hochdeutschen viele Schwierigkeiten und dieses ist auch in seinem späteren Alter nur selten ein schmiegsames Kleid für seine Gedanken geworden. Trotzdem verdienen manche seiner hochdeutschen Gedichte Beachtung wegen des Ernstes und der Schönheit ihres Inhaltes, jedenfalls sind sie unentbehrlich für eine allseitige Beurtheilung des Dichters. Seine Vaterstadt würde mit Recht auch auf diesen Theil seiner geistigen Hinterlassenschaft nicht verzichten wollen, wemgleich der anspruchslose Verfasser ihn nicht aus „Autorfucht“ für die Welt, sondern bloß als eine Erinnerung, die nur ihn selbst durchs Leben begleiten sollte, niedergeschrieben hat:

„Drum, sinkt mein Haupt einst einsam sterbend nieder,
Dann weck' ich einmal noch die Traumgestalten
Zur letzten Lust und Pein durch meine Lieder.“

Gegen seine Eltern und Geschwister war der Dichter allezeit ein braver Sohn und Bruder, für sie brachte er gern jedes Opfer. Als im Jahre 1827 Franz Anton Alexander, von Köln gebürtig und evangelischer Confession, eine seiner Schwestern heirathete und zur Fortführung des Geschäftes seiner Schwiegereltern in deren Haus zog, blieb er als Geselle bei diesem seinem Schwager in Arbeit, begnügte sich von da an zeitweilig mit einem geringen Taschengelde und einer untergeordneten Stellung, wie hart auch häufig das Gefühl der Unselbstständigkeit und der Druck herber Erfahrungen auf ihm gelastet hat. Seine Hoffnung nämlich, sich an der Seite eines ihn liebenden und verstehenden Weibes eine eigene Häuslichkeit zu gründen, scheiterte und mit bitterer Enttäuschung wurde seine innige Sehnsucht darnach belohnt. Was sein Herz bewegte, Freude und Trauer, Liebe und Leid, das hat er niedergelegt in seinen Gedichten. Nach den Mühen der Werkstatt, wie nach den Zerstreungen in Freundeskreisen war ein einsames Dachstübchen sein trautes Heim, dort flüchtete er sein Leben in seine Lieder. Sie geben Zeugniß von seinen inneren Kämpfen, aber auch von der Kraft seiner Selbstüberwindung, von einem ungeborenen Muthe und von einem über die Veränderlichkeit des Tages erhabenen Humor, wie er nur einem kräftigen Charakter eigen ist.

Dabei war er ein Freund einträchtiger Geselligkeit, der heiteren Laune und des Witzes und suchte nach Kräften bei allen seinen Mitbürgern dem rechten Sinne dafür Eingang zu verschaffen und die verschiedenen Stände mit einem gemeinsamen Bande zu umschlingen, damit „gleiche Freude gleichen Menschen lohne.“ Die Aufgabe, welche er in einem Gedichte einem freundlichen Genius in den Mund legt, das war seine eigene, die er sich selber gestellt hatte:

„Dies, Fremde, war der Trieb, der mich erfüllte,
Daß ich der Wahrheit Quelle Euch enthülte,
Sie gibt der reinen Freude hohen Schwung.
Nichts kann das Herz zum Schönen mehr erheben
Und wonniger des Weisen Brust beleben,
Als Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung.“

Allem eiteln Scheine, allem Gemachten abhold, sah er dem menschlichen Treiben auf den Grund und wußte die Thorheiten desselben bei ihrer Bekämpfung scharf in derbe Bilder zu fassen. Ohne persönlich zu verletzen, verstand er es, die Schwächen und lächerlichen Seiten der Menschen getreu zu zeichnen und die Farben, welche das wirkliche Leben bot, mit Geschick anzuwenden. Der gesellige Humor erreichte durch ihn hier eine Blüthe, wie nach ihm nie mehr. Wohl kein deutscher Dichter hat eifriger dem „tollen Streben, wenn es kurz ist und mit Sinn“, gehuldigt, als Joseph van der Giese.

Die „Gäckheit“ war ihm eine Art Lebensweisheit, die für alle Seiten des menschlichen Daseins ein wichtiges Verständniß, für alle Erscheinungen desselben das treffende Wort besitzt, sie war daher in seinen Augen eine Ueberlegenheit über das Alltägliche, ein Vorzug der Verständigen:

„Dr ehgentliche Gäck wird och zom Gäck gebore,
Om wahre Gäck ze sen, gohß ons Natur Verstand,
'ne domme Kop dä bliev van Gäckheit ongeschore,
Dröm all' dän Mensche Heil, de wahre Gäckheit hant.“

Sie ist so alt wie das Menschengeschlecht und vergeht erst mit ihm, bis dahin aber überlebt sie jeglichen Wechsel und Wandel:

„Dan Alles moß vergoon on Nex fan ihvig hahle,
Een sterv en seng Geburt, dat Andre deet verahle;
On wat he op d'r Wält bes jez nauch fah besteeet,
Och dat hät all' seng Zect, wo et d'r Tervel schleet.
Dauch deet och Nex bestoon, su deet de Gäckheet blieve,
Su lang de Mensche nauch ihr fröögger Tön bedrieve.
On Gäckheet hührt irsch op, wann och kee Gääld miß geet,
Keñn Kons miß existirt on gar kee Hätz miß schleet.“

Die „Eitelkeit der Eitelkeiten“ war ein ergiebiger Tummelplatz für des Dichters Phantasie, ihre lustigen und oft muthwilligen Gebilde haben jedoch nicht die Trostlosigkeit der Verneinung zum Hintergrunde, sondern sie entspringen spielend einer durch den Glauben getragenen Lebensanschauung.

Am liebsten gebrauchte er die Mundart seiner Heimath, an welcher er mit ganzem Herzen hing, welche ihm den Born des Volkslebens erschloß, aus dem er für sich und Andere Labung schöpfte. Zugleich war es seine ausgesprochene Absicht, diese Mundart in ganzer Echtheit wiederzugeben. Er befürchtete nämlich ihre dereinstige Verdrängung durch die hochdeutsche Schriftsprache und wollte sie daher der Nachwelt aufbewahren. Als bescheidene „feldblumen“, in der Heimath Auen gepflückt und von ihm in frohen Abendstunden zum Kranze geslochten, so bezeichnete er bei der ersten Ausgabe seine mundartigen Gedichte. Dieser Kranz ist unvergessen und seine Blumen verwelken nicht.

Die in der Mundart behandelten Gegenstände gehören verschiedenen Gebieten an. Neben der erwähnten fastnachtsdichtung besitzen wir von von ihm Erzählungen und Beschreibungen, Gelegenheitsgedichte, Travestien und Nachahmungen, Anekdoten, Epigramme u. s. w., sowie dramatische Scherze.

Dem Dichter war kein langes Leben beschieden. Gegen das Jahr 1850 fing er fortwährend zu kränkeln an und bald stellten sich die Anzeichen der Schwindsucht ein und nöthigten ihn, jede körperliche Arbeit aufzugeben. Aber seine geistige Frische verließ ihn während seines Leidens nicht. Am 29. Januar 1850 starb seine Mutter in einem Alter von 76 Jahren; die meisten ihrer Kinder waren vor ihr dahingeshieden und die übrigen sollten sie nicht gar lange überleben. Schon im Frühling des genannten Jahres gab die ärztliche Kunst den Dichter verloren. Als die von ihm erst kurz vorher vollendete „Maifrau“ auf dem Liebhabertheater, dessen eifriges Mitglied er war, hier aufgeführt wurde, da ließ Dr. Königsfeld in dem von ihm dazu gedichteten Epilog der Betrübniß Aller über die hoffnungslose Lage des Kranken Ausdruck:

„Die Lerche steigt, die Blumen knospen wieder,
Der Käfer summt, der Vögel Schaar erwacht,
Sehnsüchtig schall'n der Nachtigallen Lieder
Melod'ischen Klangs in monderhellster Nacht. —
Und bleich und trüb vom Krankenpfehl hernieder
Schant der so oft Euch freud' und Lust gebracht,
Es trägt der Geist nicht mehr die müden Glieder
Und zu der Ruhe hin zieht's ihn mit Macht, mit Macht.
— Der Vorhang fällt, die Lieder sind verklungen —
O denkt des Dichters gern, der sie im Leid gesungen!“

Obchon dem Tode nahe, beschäftigte ihn dennoch lebhaft der Plan einer neuen Ausgabe seiner Gedichte und acht Tage vor seinem Hinscheiden schrieb er noch den launigen Schwank: „D'r Hämischer Profässer.“

Er hatte sich als gläubiger Katholik auf seine Auflösung vorbereitet und starb mit den h. Sakramenten der Kirche versehen am 3. August 1850. Seine irdische Hülle wurde unter allgemeinsten Theilnahme bestattet. Alle fühlten es, daß Düren seinen Lieblings-Dichter, den sinnigen Dolmetscher seiner volksthümlichen Denk- und Lebensweise, der die Mundart seiner Heimath wie kein Anderer beherrschte, zur letzten Ruhe bette.

Doch nicht blos der Dichter, sondern auch der Mensch und Bürger, welcher in ihm zu Grabe getragen wurde, hinterließ eine empfindliche Lücke.

Jos. van der Giese verband mit der Anhänglichkeit an seine Kirche die Achtung vor fremder Uebergengung, wahre Duldsamkeit gegen Andersgläubige und sein einflußreiches Wort stand im Dienste der christlichen Nächstenliebe. Er traf vor seinem Ende die Bestimmung, daß der Erlös einer neuen Ausgabe seiner gesammelten Werke, nach Abzug der Kosten, zum Besten der Armen Dürens verwendet werden solle. In seiner Brust schlug ein warmes Herz für Menschenglück, für das Wohl und Wehe des Vaterlandes, für politischen Fortschritt; mit freimüth erhob er seine Stimme nach jeder Seite hin. Der Befreiungskampf der Griechen, Polens verzweifelt Ringen regten ihn mächtig auf. Tief ergriff ihn daher auch die Bewegung des Jahres

1848, aber über ihre Auswüchse schwang er kräftig die Geißel seines Spottes. Wie in ihm selbst die aufrichtige Theilnahme für die Wohlfahrt der Bürgerschaft, unter der er wirkte, lebendig war, so suchte er hinwieder das gleiche Gefühl und die nämliche Aufrichtigkeit Andern einzusüßen, die Selbstsucht dagegen und die Eitelkeit, den Klüngel, der sich in Gemeinde-Angelegenheiten gerne einschleicht, nachdrücklich zu bekämpfen.

In allen Verhältnissen und auf allen Stufen wollte er den Menschen ungeschminkt, ehrlich und wahr, die „Macher“, wie man sie heute heißt, waren ihm verhaßt.

Seine Ruhestätte auf dem von den Katholiken Dürens benutzten städtischen Friedhofe an der Südseite der Kölner Landstraße bezeichnet ein von seinen Freunden errichtetes Denkmal.

Joseph van der Giese war von hoher, schwächlicher Gestalt, körperlich sehr gewandt und von ausdrucksvollen Zügen. Im frohen Kreise erheiterte sich schnell sein sonst ernster Blick, seine Augen strahlten dann seine Lebenslust, den treffenden Witz, zugleich aber auch das Wohlwollen seiner Seele wieder. Sein Bildniß, von der kunstgewandten Hand Eberhard Stammel's, seines Dürener Mitbürgers, gemalt, hat einen Ehrenplatz im Rathhause seiner Vaterstadt gefunden.

